

ForumLuzern60plus

## Ärgernis Autonomie

Vom Wunsch, schwach sein zu dürfen, ohne Macht und Abhängigkeit zu provozieren  
30. Januar 2019 /Laboratorium, Sternmattstrasse 3

---

Liebe Männer und Frauen,  
Liebe Interessierte

Herzlichen Dank für die Einladung, hier im Laboratorium über Autonomie im Alter – oder eben: über Ärgernis Autonomie – mit Ihnen nachzudenken und Ihnen (später auch) zuhören zu dürfen. Mein Auftrag ist es, Ihnen als Philosophin einige Gedanken zu diesem Thema vorzutragen, „Autonomie“ quasi zu problematisieren und eigene Ideen anzubieten, um anschliessend kontrovers gemeinsam zu diskutieren.

Wir befinden uns hier im Laboratorium, die Mehrheit der Zuhörenden sind 60plus. So verstehe ich meine Ausführungen auch als Experiment/Denklaboratorium und als Angebot einer noch nicht vollständig 60plus Frau.

Ich möchte mich diesem schier uferlosen Thema in vier Fragmenten annähern und positionieren:

In einem ersten Fragment will ich die Gefährdung des Alters und der Autonomie durch die Ökonomisierung – ein akutes Zeitphänomen – skizzieren.

Was heisst es eigentlich, autonom zu sein? Wie wird Autonomie philosophisch definiert und interpretiert? Das zweite Fragment widmet sich der traditionellen Autonomie. Sie ahnen es sicherlich: ich werde mich kritisch äussern zum philosophischen Konzept *Autonomie* und zur gegenwärtigen unausweichlichen Pflicht, in jeder Lebensphasen autonom sein zu müssen.

Wann haben Sie das erste Mal realisiert, dass Sie altern? Spürten Sie eine unerwartete Müdigkeit, sahen Sie erste Falten, vergassen Sie den Namen des Bekannten auf der Strasse? Ich kann nicht über das Ärgernis Autonomie nachdenken, ohne über Abhängigkeit, Schwächen, über den Körper und die Versehrtheit zu reden. Im dritten Fragment wende ich mich dem Körper und dem Wunsch zu, schwach sein zu dürfen und in dieser Schwäche auf Respekt zählen zu können.

Schliesslich versuche ich im vierten Fragment einen etwas anderen Entwurf einer Autonomie aufzuzeichnen, nämlich: Integrität und Selbstachtung in Abhängigkeitsverhältnissen.

Natürlich wünsche ich mir anschliessend eine rege, kontroverse Diskussion. Ich gehe davon aus, dass wir dann in einen lebendigen Austausch kommen können, wenn ich Sie vorerst einmal kräftig durcheinander bringe. Ich hoffe, Sie lassen sich auf dieses Experiment ein.

## 1. Fragment: Gefährdungen

Wenn ich als Philosophin die gegenwärtige Zeit diagnostiziere, fallen mir zwei Phänomene deutlich ins Auge: die Ökonomisierung aller Lebensbereiche und die damit einhergehende Beschleunigung.

Die Ökonomisierung zeigt sich beispielsweise darin, dass das Alter schier ausschliesslich zum Kostenfaktor wird, dass 60plus-Menschen zu Konsument\*innen degradiert werden, dass zunehmend auch private Beziehungen zum Tauschgeschäft werden – ich denke da an dieses Wenn/Dann: wenn ich von dir dies erhalte, dann gebe ich dir das.. – und dass wir uns schleichend daran gewöhnen, alles, was uns wertvoll ist, was für uns einen subjektiven Wert hat, in einen Preis umzufunktionieren. Eine Nebenwirkung dieser Ökonomisierung ist die Beschleunigung. Wir hetzen durch den Alltag und wer „kaffelet“, verschwendet Zeit. „Ned tämpele“ wird zum eigentlichen Leitmotiv der Gegenwart. Die Beschleunigung zeigt sich ganz real an vielfältigsten, verschiedenen Phänomenen: So hat man die Einschulung der Kinder in die Basisstufe vorverlegt und damit die Kindheit gekappt zugunsten der Integration in ein öffentliches System; man hat bildungspolitisch die Dauer des Gymnasiums reduziert und damit die Bildungszeit zur Ausbildung funktionalisiert. Oder man liest keine Klassiker mehr (wie beispielsweise Thomas Manns Epos *Die Buddenbrooks*), dicke Wälzer, die zum Verweilen einladen, sondern man zieht sich die TV-Verfilmung rein. Oder man rühmt sich exquisitem Fast Food und kann sich nicht mehr vorstellen, dass ein guter Tomatensugo zwei Stunden köcheln können muss. Oder man mailt beruflich und erwartet umgehend eine Antwort – und verkennt, dass zu Zeiten von Briefverkehr eine Antwort zwei Tage dauern konnte, ohne dass damals die Geschäfte eingebrochen und die Welt stillgestanden wären.

Mit dieser zugegebenermassen radikalen Verkürzung der Zeitdiagnose möchte ich Sie auf zwei Gefährdungen eines autonomen Alters hinweisen, Gefährdungen, die oft unausweichlich und doch der Rede wert sind.

Die Ökonomisierung begünstigt ein einziges Alter, nämlich jenes von Konsument\*innen mit bester Kaufkraft und ungebrochenem Konsumwunsch. Dieses einzige, angemessene Alter ist jenes der jung gebliebenen Erwachsenen, noch jung genug, dynamisch, unverbraucht, ehrgeizig, offen, schön, faltenlos und fit. Sie kaufen Smartphones und Reisen, beziehen Dienstleistungen, wollen gestalten und die Welt erobern, sich einbringen und gesehen werden. Und für all ihre Aktivitäten haben sie selbstverständlich genügend finanzielle und körperliche Kapazitäten. Offenbar gibt es kein besseres Alter als das der ewigen Fitness. Ich nenne es so: das Alter der ewigen Fitness und nicht der ewigen Jugend, denn die Jugend ist schon oft enteignet und instrumentalisiert worden. Der Mythos verfestigt sich im Kontext der Ökonomisierung: Nur in diesem einen Alter macht das Leben Spass.

Das Paradox ist nun, dass die Vielfalt der Altersphasen und Lebensentwürfe radikal eingeeignet wird und der Druck der Selbstoptimierung entsprechend zunimmt.

Eine Werbung hat diesen Komplex verdichtet visualisiert. Ein berühmtes Fitness-Angebot wirbt mit dem Slogan: *Älter werden ist ok. Schwächer werden nicht.* Und im Kleingedruckten: *XY-Training hilft gegen den natürlichen Kraftverlust der Muskulatur ab 25 Jahren. Jetzt anmelden.*<sup>1</sup>

Die zweite Gefährdung besteht in der Normierung: Um die beruflichen, gesellschaftlichen und privaten Anforderungen erfüllen zu können, muss man oft Eigenwilligkeiten aufgeben und sich im Büro, im Alltag anpassen. Zwar werden überall – ob im Beruf oder im Privatleben – eigenständige und eigenverantwortliche Personen gesucht, aber dann bitte doch nicht zu eigenständig und selbstdenkend. In meiner Praxis fällt mir der Normierungsdruck besonders an einer sich wiederholenden Kleinigkeit auf: Patient\*innen fragen mich in den letzten Jahren viel häufiger: ist das normal? Sie formulieren unmittelbar ein radikales Unbehagen in dieser gegenwärtigen Zeit. Hintergrund dieser Frage oder dieser individuellen Unsicherheiten ist auch die diffuse Erfahrung, dass man kaum mehr Zeit dafür hat, Erfahrungen zu machen.

Diese beiden Phänomene demonstrieren, dass ein alltäglicher, menschlicher Umgang miteinander und der noch wache Anspruch, zivilisiert zusammenzuleben, unter Druck geraten. Eine eigentliche „sekundäre Barbarisierung“<sup>2</sup> droht.

Worauf ich mit diesen skizzierten Gedankensplittern hinauswill, ist folgendes: Die gegenwärtige Ökonomisierung und Beschleunigung fordern schamlos eine Selbstoptimierung des Einzelnen und der Einzelnen. Jede Person muss sich geistig, körperlich, psychisch fit halten für einen sich rasant verändernden Arbeitsmarkt und eine sich radikal verändernden, von der Digitalisierung mehr und mehr gesteuerten Ökonomie. Dieser Zwang zur Selbstoptimierung wird als Garant für Erfolg angepriesen – er führt aber zugleich dazu, dass das Alter fast nur noch als Gesundheitsfaktor wahrgenommen wird und Erfahrungen und Gefühle als eigentliche Störfälle im reibungslosen Ablauf gelten. Selbstoptimierung, so meine Provokation, ist die neoliberale Variante von Autonomie. Sie gefährdet subtil den individuellen Spielraum, eigene Erfahrungen machen und ein Subjekt bzw. eine Persönlichkeit werden zu können. Denn Erfahrungen und deren Reflexion benötigen Zeit, Austausch, Gespräche, Phasen der Nachdenklichkeit und auch der Wiederholung, also es nochmals ausprobieren

---

<sup>1</sup> Werbung Kieser Training. Gesehen im Bahnhof Luzern, Rollwerbung, letztes Mal am 26. Januar 2019. – Die Werbung versinnbildlicht dreierlei: 1. Fitness stoppt einen unaufhaltsamen, unkontrollierbaren Alterungsprozess. 2. Der Alterungsprozess beginnt bereits mit 25 Jahren. 3. Ort der eigentlichen Autonomie ist der Körper: Hier kann man Autonomie, verkannt als Selbst-Kontrolle, ausleben.

<sup>2</sup> Bauman, Zygmunt: Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg 1999, S. 45.

Dr. phil. L. Schmuckli, freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft, Luzern Januar 2019©

zu können. Erfahrungen wiederum sind grundlegend für die Entwicklung einer differenzierten Autonomie.

Diese Ausdifferenzierung von Autonomie will ich nun im zweiten Fragment anbieten.

## **2. Fragment: Der Mann ist natürlich autonom – die Frau muss es erst werden**

Es mag Sie überraschen, aber das klassische, philosophische Konzept von Autonomie orientiert sich am bürgerlichen männlichen Subjekt und ist ein überaus hohes, erstrebenswertes Gut. Autonomie, also Selbstbestimmung, geniesst noch immer hohes Ansehen und nimmt einen grossen Stellenwert in unserer Gesellschaft ein. Der Mensch ist selbstbestimmt, gerade weil er über eine Vernunft verfügt und mit dieser Vernunft eine Situation einschätzen, einen Entscheid überprüfen und entsprechend angemessen intervenieren und handeln kann; mithilfe der Vernunft kann er auch die Folgen seines Tuns oder seiner Unterlassung abschätzen. Aufgrund dieser Vernunftfähigkeit ist der Mensch zur Autonomie fähig. Autonomie heisst nun: Der Mensch ist fähig und unabhängig, sich seinen eigenen Wertmassstab zu geben und gemäss eigener Werte sinnvoll zu leben, also auch eine eigenständige, moralische Praxis auszuüben. Immanuel Kant, der Philosoph der Aufklärung, spricht direkt den Einzelnen an mit den Worten: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.“<sup>3</sup> Wer sich seines eigenen Verstandes nach den Regeln der Vernunft bedient, wer selber nachdenkt und denkt, befreit sich, so Kant, aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit und entdeckt die Möglichkeit, sich selber (moralische) Gesetze zu geben. Auto-nomos heisst wortwörtlich: Selbstgesetzgebend. Autonomie lässt sich als Haltung verstehen, die einerseits aktuell wirksame politische Gesetze, Konventionen, aktuelle Werte, die von aussen an das Subjekt herangetragen und deren Einhaltung eingefordert werden, kritisch zu überprüfen und zu reflektieren, um sich schliesslich in den eigenen Werte-Kanon aufzunehmen oder begründet zu verwerfen. Andererseits ist es auch eine selbstkritische Haltung insofern, als auch die eigenen Werte, Vorstellungen und Gesetze kritisch reflektiert und dahingehend überprüft werden, ob und wie sie mit den Selbstgesetzgebungen der Mitmenschen kollidieren. Damit wird klar, dass Autonomie nur in Wechselwirkung entstehen kann: die subjektive Selbstbestimmung ist bereichert und begrenzt durch die Selbstbestimmung des Anderen.

Dieses klassische Verständnis von Autonomie sprach in seiner Entstehungsgeschichte vor allem den bürgerlichen Mann an. Vernunftbegabt und damit autonomiefähig war ausschliesslich der bürgerliche Mann. So war es für die damalige Gesellschaft in den Zeiten nach der Französischen Revolution selbstverständlich, dass der bürgerliche, weisse, erwerbsfähige Mann aufgrund seiner

---

<sup>3</sup> Vgl. Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Ausgewählte kleine Schriften. Herausgegeben von Horst D. Brandt. Philosophische Bibliothek, Hamburg 1999, S. 31.

Vernunft nicht nur den Staat mitgestalten, Politik betreiben und wirtschaften konnte, sondern auch eine Familie gründen und innerhalb der Familie seine Frau führen sollte.

Entscheidend war nicht nur, dass der bürgerliche Mann per definitionem vernunftbegabt war, sondern aufgrund seiner Vernunft zum Rechtssubjekt wurde, also zu einem Subjekt, das durch die Verfassung geschützt ist und entsprechend als Vertragspartner Geschäfte tätigen und als Ehemann eine Familie gründen konnte. Aufgrund dieses Status wurde der Mann auch zum Gestalter beider Sphären, der Öffentlichkeit wie der Privatheit, und er konnte eine eigentliche Definitionsmacht auf- und ausbauen.

Das traditionelle, philosophische Konzept von Autonomie hat (mindestens) zwei Nebenwirkungen, die heute virulent sind:

In der Folge der Französischen Revolution wurde ein Gesellschaftsvertrag zwischen den Klassen installiert, der auf dem sog. natürlichen, nicht-verhandelten, unsichtbar gemachten Geschlechterverhältnis basiert. Die Basis des Gesellschaftsvertrages ist die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, also die Aufteilung in Produktion und Reproduktion, in Lohnarbeit und Fürsorgearbeit.<sup>4</sup> Der bürgerliche, weisse Mann kann autonom und vernünftig auftreten, seine Taten selbständig durchführen und Geschäfte eigenständig machen; er ist vertragsfähig, gesellschaftsfähig und familienfähig aufgrund seiner natürlichen Vernunft. Er ist all dies aber ausschliesslich aufgrund seiner emotionalen und funktionalen Rückendeckung, nämlich aufgrund von Frauen, die ihn beim Aufwachsen fürsorglich-mütterlich unterstützen und ihm später als Mann Haushalt, Fürsorgearbeiten und die Pflege der nächsten Generation (die ja dann sein Geschäft übernehmen sollen) entbinden. Das klassische Konzept der Autonomie blendet die faktische Arbeitsteilung und damit die notwendige Abhängigkeit zwischen den Geschlechtern aus. Ärgerlich ist, dass der bürgerliche Mann noch heute sein Autonomie- und Vernunftverständnis als naturgegeben wahrnimmt, ungebrochen für sich individuell einfordert und die Abhängigkeit an Frauen, an seine Arbeiter\*innen und an Nicht-Weisse delegiert.

Diese Selbstverständlichkeit, dass der Gesellschaftsvertrag auf dem Geschlechterverhältnis basiert, zeigt auch all die Querelen rund um das Frauenstimmrecht 1971, das Gleichstellungsgesetz von 1984 und um das revidierte Eherecht von 1988. Noch nicht sehr lang her, diese Revisionen.

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg). Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik, Frankfurt 1989; Schmuckli, Lisa: Differenzen und Dissonanzen, Königstein/Taunus 1996.

Was hier verdeckt mitgemeint ist: Es geht einerseits um den Haupt- und Nebenwiderspruch, also zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer als Haupt- und zwischen Männern und Frauen als Nebenwiderspruch, innerhalb der Gesellschaftstheorien des 20. Jahrhunderts. Verdeckt bleibt damit zugleich, das zeigte die **Diskussion** im Denklaboratorium: die anhaltende Wirksamkeit von unbewusst kulturell wirksamen Überzeugungen.

Dr. phil. L. Schmuckli, freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft, Luzern Januar 2019©  
[www.lisaschmuckli.ch](http://www.lisaschmuckli.ch)

Die zweite gravierende Nebenwirkung dieses Konzept von Autonomie ist die stillschweigend vorausgesetzte Verfügbarkeit der Ehefrau, der Mutter, von anderen Dienstleuten. Der saloppe Satz: Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine Frau – verweist in meiner Lesart auf genau diese Verfügbarkeit. Der Mann verfügt über eine Frau, die ihm rund um die Uhr zur Hand geht, ihn entlastet, Alltagsarbeiten erledigt, die Kinder erzieht und für den Chef kocht. Ja, es sind harte Klischees. Worauf es mir ankommt, ist die in der Autonomie implizite Entwertung des Füreinander-Dasein und Fürsorge. Die Philosophin Tove Soiland bringt dieses Phänomen auf den Punkt, wenn sie sagt: „Denn alles, was mit Fürsorglichkeit und Bezogenheit zu tun hat, bei dem ich mein eigenes Ich nicht ins Zentrum stelle, sondern für jemanden anderes da sein muss oder vielleicht auch will, gilt heute als unemanzipiert.“<sup>5</sup>

Eine Klammerbemerkung: Die Ökonomisierung fordert eine schier totale Verfügbarkeit des Arbeitnehmers zugunsten des Betriebes und der Frauen zugunsten der Erholung des Arbeitnehmers. Nur hat bekanntlich diese Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern massive Veränderungen erfahren und die Ökonomisierung verlangt nun eine Verfügbarkeit auch der Fürsorglichkeit. Was jedoch auffällt, ist, dass man noch immer stoisch am herkömmlichen Konzept der Autonomie festhalten will.

Und wie verhält es sich mit der Autonomie für die Frau?

Die Philosophin Brigitte Weisshaupt skizziert diesen Prozess des Autonom-Werdens der Frauen in drei Etappen: In einer ersten Etappe erkennen Frauen die verordnete Selbstlosigkeit als Ausgangspunkt und Ausweg aus der Unmündigkeit, in der zweite Etappe erleben Frauen eine oft irritierende, verunsichernde Selbstsuche und schliesslich erreichen sie in einer dritte Etappe ihre eigene Selbstbestimmung.<sup>6</sup>

Selbstlosigkeit wurde den Frauen qua Geschlecht zugeordnet und als Tugend veredelt. Diese spezifische Selbstlosigkeit als verordnete Tugend ist aus zwei Gründen heikel: Eine Tugend erhält erst dann einen Wert, wenn frau für diesen aus freier Entscheidung und aus eigener Überzeugung einsteht. Wird nun ein Wert verordnet und damit aufgezwungen, wird die freie Entscheidung missachtet. Als verordnete Tugend verliert Selbstlosigkeit seinen Wert für Frauen: ihre eigene Wahl wurde übergangen. Heikel ist Selbstlosigkeit zum zweiten, weil sie Frauen zu Frauen ohne ein Selbst, also zu Personen ohne ein Ich werden lassen. Frauen mussten also ihr Selbst ignorieren oder gar loswerden, um tugendhaft zu leben und gesellschaftlich anerkannt zu werden. Erst wenn sie selbstlos

---

<sup>5</sup> Soiland, Tove: Die mütterliche Gabe hat keine Existenz, in: Dolderer, Maya u.a. (Hg.): O Mother, Where Art Thou?, Münster 2018, S. 203-214, hier S. 204.

<sup>6</sup> Vgl. Weisshaupt, Brigitte: Selbstlosigkeit und Wissen, in: Conrad, Judith/Konnertz, Ursula (Hg.): Weiblichkeit in der Moderne. Ansätze feministischer Vernunftkritik, Tübingen 1986, S. 21-39

Dr. phil. L. Schmuckli, freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft, Luzern Januar 2019©  
[www.lisaschmuckli.ch](http://www.lisaschmuckli.ch)

waren, wenn sie Personen ohne Ich waren, galten sie in der Gesellschaft als richtige, also angenehme und angesehene Frauen.

Die Überwindung der verordneten Selbstlosigkeit beginnt individuell mit einer oft auch irritierenden Selbst-Suche und kollektiv mit dem Prozess der Emanzipation. Das noch immer kulturell stark wirksame Bild weiblicher Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft und zugeschriebener Friedfertigkeit erschwert den Frauen oft die Entwicklung eines Selbst als notwendige Voraussetzung zur Selbstbestimmung. Daher war und ist die Emanzipation ein wichtiger Schritt der kollektiven Befreiung aus herrschenden Vorstellungen, wie Frauen zu sein hatten bzw. wann Frau eine richtige Frau war. Frauen-Emanzipation verstand sich als Befreiung aus den herrschenden kulturellen Vorgaben, aus der Bevormundung des Patriarchats, das vorschrieb, wie Frauen sein sollten, und diese politische Befreiung bot in einem späteren Schritt die Möglichkeit, selber zu entwerfen, wie Frauen sein wollten. Diese Emanzipation verstand sich politisch als ein Aneignungsprozess: Frauen wollten den öffentlichen Raum auch für sich erobern und mitgestalten.<sup>7</sup>

*Autonomie* ist philosophisch gesprochen kein Freipass für egoistisches Verhalten. Vielmehr will Selbstbestimmung den einzelnen Menschen, Frauen wie Männern, ein möglichst eigenständiges, freies und beziehungsfähiges Leben eröffnen.

*Autonomie*, das will ich nochmals hervorstreichen, ist in unserer Gesellschaft ein zwingend zu erreichendes Ziel, eine unausweichliche Vorgabe. *Autonomie* ist eine unhinterfragte, normative Vorgabe, kollektiv unbewusst gültig und entsprechend nachhaltig-mächtig wirksam. Es gibt diese normative Selbstverständlichkeit: Man will autonom sein. Und es gibt diesen sozialen Druck: Man muss autonom sein und es auch unbedingt bleiben. Wir leben in einer Zeit, die vom Imperativ geprägt ist: Sei autonom! Das zeigt sich beispielsweise auch im neuen Erwachsenenschutzrecht, das die Selbstbestimmung zum obersten Gebot macht. Gleichzeitig ist ebenso klar, dass niemand abhängig werden will, dass Abhängigkeit ein Zustand ist, den man vermeiden muss. Es besteht also eine krasse Asymmetrie.

Ich kann nicht selbstbestimmt sein, ohne in Konflikt mit vielfältigen Formen von Abhängigkeiten zu geraten. Unsere zentrale Erfahrung als Frauen und Männer sind Abhängigkeitsverhältnisse – und die Autonomie müssen wir uns erringen und erarbeiten. Gerade im Berufs- und Familienalltag machen wir die Erfahrung, dass wir in der Arbeitsteilung, im Austausch aufeinander angewiesen sind. Im Beruf wird Autonomie zur eigentlichen Chimäre: Eingebunden in den Kapitalismus, sind wir abhängig von Aufträgen, Auftraggebern, von Chef\*innen, auch vom Lohn. Wir alle haben gelernt, die Auflagen

---

<sup>7</sup> Diese Aneignung verstand sich nicht als Anpassungsleistung an die Normbiographie ‚Mann‘, sondern um einen eigenen – frauenspezifischen (?), weiblichen (?), feministischen (?) – Zugang zum öffentlichen Raum.

des Vorgesetzten „selbständig“ auszuführen, Verpflichtungen zu erfüllen. Das ist das gegenwärtige Paradoxon: Wir übernehmen die fremd gesetzten Vorgaben freiwillig und oft gar freudig; wir unterwerfen uns mehr oder weniger bewusst freiwillig, aus eigenem Entscheid. Die Unterwerfung unter die Vorgaben, diese spezifische Anpassungsleistung im Berufsalltag und die Kompromisse im Familienleben tätigen wir freiwillig, quasi-autonom. Wir übernehmen freiwillig Freiwilligenarbeit und erfüllen damit auch fremde Vorgaben, lassen uns angesichts dieser Erwartungen von aussen auch fremdbestimmen. Die freiwillige Unterwerfung wird zum sog. autonomen Vollzug im Anpassungsprozess. Autonomie heute ist immer auch eine an sich selber ausgeführte, vordergründig freiwillige Unterwerfung unter fremde Vorgaben, ein quasi freiwilliger Vollzug von Fremdbestimmung, und zwar an sich selber ausgeübt und verinnerlicht.

Es ist also eine zentrale Erfahrung, dass wir auch mit einer gewissen Selbstständigkeit nie ganz frei von Abhängigkeiten sind. In den realen Verhältnissen unseres Lebens und unseres Alltages ist Abhängigkeit unmittelbar präsent – und zwar in den öffentlichen herrschenden Machtverhältnissen ebenso wie in den privaten Verhältnissen.

Warum also ist denn ‚Abhängigkeit‘ ein so schwieriges Phänomen und philosophisch ein stiefmütterlich behandeltes Thema?

Bevor ich jedoch eine andere Perspektive einführen will, will ich auf ein Thema zu sprechen kommen, das man nur allzu gern übergeht: auf den Körper. Der Körper soll funktionieren, gesund und fit sein – so dass man ihn ausblenden kann.

### **3.Fragment: Versehrtheit**

Wir treffen uns hier als Frauen und Männer, als erfahrene und reife Menschen. Wir sind körperliche Wesen. Der eigene Körper ist in unserem Alltag präsent. Unser Körper ist mal unser Tempel der Lust, mal Hölle des Schmerzens, mal Heimat der Seele, mal Träger des Kopfs... Was wir sehen, fühlen, spüren, riechen, kosten, was wir träumen und denken, was wir wahrnehmen und ausblenden, wen wir umarmen, mit wem wir Liebe machen oder wen wir fürsorglich betreuen: Wir „tun“ dies mit unserem individuellen, eigenen Körper.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Der Körper ist – nicht mehr so eindeutig, und doch noch immer mehrheitlich – vorgegeben. Wir werden in diesen Körper hineingeboren; welchen Körper wir haben (welches Geschlecht, welche Gestalt, welche Fragilität) ist nicht verfügbar. Der Körper entzieht sich einer Wahl, spricht: wir können den eigenen Körper nicht wählen. In der **Diskussion** vom 30. Jan wurde angesprochen, dass wir zwar eine grosse Bandbreite von Wahlfreiheiten haben, jedoch den eigenen Körper und damit auch das Geschlecht nicht wählen können. Wir sind hier abhängig und unterworfen. – Ich übergehe hier Fragen zu Trans\*Personen. (vgl. dazu: Gross, Patrick/Schmuckli, Lisa: Der Herr ist nicht Frau in seinem Hause, in: Psychotherapie Wissenschaft PTW/Zürich 2016.



Wie es diese Werbung so schön demonstriert: Der Rückzugsort der klassischen Autonomie ist heute der eigene Körper. Hier kann man noch ungeniert autonom sich selber dem Schönheitsideal, dem Fitnessideal, dem von den Krankenkassen geforderte Gesundheitsideal selbst-tätig unterwerfen.

Die Autonomie im Alter ist dann bedroht, wenn der eigene Körper nicht mehr leistet, was man sich noch wünscht. Wir sind in unseren Alltag permanent vom Körper abhängig – und just dies wird zu häufig ausgeblendet oder verdrängt.

Gerade im Alter wird doch der eigene Körper oft auch ängstlicher beobachtet. Der Körper wird zum Synonym für Versehrtheit, die Angst, dass der Körper nicht mehr verlässlich ist, sondern müde, krank, fragil wird, dass er den Dienst versagt... diese Angst vor der körperlichen Versehrtheit verdeutlicht die vielfältigen Ängste vor einer Abhängigkeit, gerade weil der Körper die Vorstellung von Unabhängigkeit durchkreuzt und lahmlegt.<sup>9</sup>

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Versehrtheit, mit dem eigenen körperlichen Alterungsprozess und Zerfall ist unabdingbar, um sich in seiner Haut weiterhin wohl zu fühlen. Wir leben in einer Zeit, die dem Mythos der Unversehrtheit mit allen technischen und medizinischen Möglichkeiten frönt, in einer Zeit, in der Versehrtheit und Tod ausgeblendet wird.<sup>10</sup> Verpasste Chancen, scheint mir. Denn wer sich hier auf Gespräche einlässt, erfährt, wie menschen-unfreundlich und lebensfeindlich der Mythos der Unversehrtheit ist, wie einschneidend Krankheiten sind, wie wichtig es ist, eine eigene Haltung zu sich, zu seinem Körper, zu seiner Lebensführung zu entwickeln. Und wohl besonders wichtig: In der Auseinandersetzung um Versehrtheit könnten die Generationen wieder miteinander ins Gespräch kommen, vielleicht weniger über Selbstbestimmung, als vielmehr über Grenzen und Lebenswünsche.

Mir ist in diversen Gesprächen, die ich für dieses Referat geführt habe, aufgefallen, dass man sich vor allem dann alt fühlt, wenn man im Alltag Unterstützung braucht oder Hilfe bei der Körperpflege benötigt, wenn man sich quasi ‚nackt‘ fühlt. Die Vorstellung, sich beispielweise beim Duschen helfen lassen zu müssen, löst Angst, Entrüstung, Abwehr, vielleicht auch Scham aus. Diese Vorstellung bedeutet vor allem: Autonomie-Verlust. Offenbar schämt man sich seines eigenen schwachen und bedürftigen Körpers und ist zugleich froh um einen Menschen, der\*die einem freundlich und zugewandt und mit nötigem Respekt hilft.

Was mich hier an dieser imaginären (Dusche-)Szene interessiert, ist das individuelle und vieldeutige Gefühl der Scham. Die Scham, dass ich meinen eigenen Körper nicht mehr ‚im Griff‘ habe, mich nicht

---

<sup>9</sup> Vgl. Shklar, Judith: Der Liberalismus der Furcht, Berlin 2013, hier speziell S. 51.

<sup>10</sup> Vgl. Schmuckli, Lisa: Hautnah. Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers, Königstein/Taunus 2001.

mehr als Herrin im eigenen Hause erlebe, dass ich dem eigenen Körper ohnmächtig ausgeliefert bin... Diese Scham hat zwei Tendenzen: Sie ist zum einen Hinweis darauf, dass ich mich sehr genau spüre und realisiere, dass es jetzt um mich geht, dass ich mich in meiner eigenen Wertigkeit spüre und noch nicht weiss, ob ich gefährdet oder geschützt bin. Diese Scham vermittelt mir also sehr viele Informationen über mich selber. Kann ich diese Informationen aufnehmen und selbst-reflexiv verarbeiten, habe ich die Chance, mein Selbst-Bewusstsein zu erweitern. Zum andern ist die Scham auch Hinweis auf eine „Differenzerfahrung von Ich-Ideal und Wirklichkeit“<sup>11</sup>: Das Ideal gibt mir vor, wie ich mich zu sehen wünsche – und nun mache ich die Erfahrung, dass mich die Wirklichkeit eingeholt hat und ich nicht mehr so bin, wie ich es *mir* wünsche, nämlich: unabhängig von fremder Hilfe. Die Scham ist hier doch ganz zentral: Ich fühle mich selber als Persönlichkeit und zugleich hilflos. Die Scham hilft mir, mich mit mir selber zu konfrontieren: Wie kann ich mir helfen lassen? Ertrage ich die eigene Ohnmacht? Kann ich die Ohnmacht ebenso wie die Fürsorge der anderen annehmen? Warum fällt es mir allenfalls so schwer, mich der Hilfe anderer zu überlassen, mich gar einer Fürsorglichkeit hinzugeben ohne auf meine Persönlichkeit zu verzichten? Der Psychiater Daniel Hell meint sehr präzise: „Zweifellos hat Scham mit Grenzen zu tun, nämlich mit der seelischen Abgrenzung von Mitmenschen, aber auch mit der Begrenzung der eigenen Unabhängigkeit.“<sup>12</sup>

Scham, so möchte ich den Gedanken weitertreiben, hilft mir in meinem Gefühl für mich dazu, mich kritisch mit meinen Selbst-Bildern auseinanderzusetzen und mir meiner Selbstachtung bewusst zu werden. Achte ich mich auch dann, wenn ich mich hilflos fühle? Gehört diese alltägliche Schwäche zu meinem Selbst-Verständnis oder muss ich diese verleugnen? Und wie kommt es, dass ich mir selbstverständlich gerne im vorübergehenden Krankheitsfall – bei einer Grippe, nach einem Beinbruch – helfen lasse, ohne mir diese Erfahrung bewusst zu machen?<sup>13</sup>

Ich gehe davon aus, dass jede und jeder hier den Wunsch kennt, sich schwach und ungeschützt, also ohne eigentliche Maske und Selbstkontrolle, ohne Selbstdisziplinierung, sich zeigen zu dürfen. Wie kommt es, dass wir diesen Wunsch höchstens im Paar, also im engsten Beziehungsraum zulassen? Warum wird dieser Wunsch nicht als Moment des Mensch-Sein selber ernst genommen? Ja, dieser Wunsch widerspricht dem Konzept der Autonomie. Während Autonomie leicht ins Autistische

---

<sup>11</sup> Hell, Daniel: Lob der Scham. Nur wer sich achtet, kann sich schämen, Giessen 2018, S. 61.

<sup>12</sup> Ebd. S. 102.

<sup>13</sup> Mir geht es mit diesen Fragen nicht um eine psychotherapeutische, sondern um eine philosophische und sozialpolitische Annäherung: es geht nicht um Innerlichkeit, sondern um eine geteilte, gemeinsame sozialpolitische Antwort auf diese Fragen. Und auch darum, welche Fragen und Themen wir öffentlich ansprechen.

kippen kann, betont Scham zwar die Abgrenzung im Sinne von einen-Augenblick-für-sich-sein-wollen, ohne jedoch die Beziehung selber aufzuheben.

Auffallend ist, dass man sich in Abhängigkeitsverhältnissen – fast automatisch – schwach fühlt. Offensichtlich hat man diffus Angst oder ein kulturelles Unbehagen davor, im geschwächten Zustand ausgenützt zu werden. Das kulturelle (kollektive) Unbehagen transportiert ein Misstrauen den Anderen gegenüber, die mitabhängig sind und vielleicht sogar wohlwollend präsent sein wollen. Abhängigkeitsverhältnisse scheinen nicht nur eine Asymmetrie, sondern eine gefährliche Hierarchie zu implizieren. So wird aus dem einfachen Unterschied/aus einer einfachen Differenz – der eine braucht die Hilfe des anderen – subtil eine komplexe Hierarchie von Macht, Unterwerfung und Ausbeutung. In der Folge wird die Hierarchie automatisch zu einem gefährlichen Machtverhältnis und Abhängigkeit als Ort von Gewaltmöglichkeiten.

Theodor W. Adorno, der Philosoph der Kritischen Theorie, hat in einem Aphorismus diese Akzentverschiebung zwischen Asymmetrie und Hierarchie folgendermassen (auch etwas Pathetisch) auf den Punkt gebracht: „Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren.“<sup>14</sup>

Traditionell verstandene Autonomie ist in dieser Ausschliesslichkeit in meinem Verständnis weder wünschenswert noch attraktiv. *Autonomie* wird herrisch, wo sie die Erfahrung von Schwäche, Abhängigkeit und Bedürftig-sein diffamiert. Denn: das klassische Konzept von Autonomie versperrt den Zugang zur notwendigen Zwischenmenschlichkeit und zur Gegenseitigkeit; es verpanzert den Zugang zum Wesentlichen des Menschen: nämlich zum Austausch untereinander, zum Miteinander-Sein. Denn der Mensch wird bekanntlich nur unter Menschen zum Mensch. Es gilt also, das Konzept von Selbstbestimmung zu verändern und zu erweitern. Dies will ich im vierten Fragment abschliessend leisten.

#### **4. Fragment: Integrität**

Selbstbestimmung widerspricht unseren Erfahrungen einer Dynamik zwischen Begrenzungen und Selbstbestimmung, zwischen eingebunden und autonom.

Seit Kindsbeinen an lernen wir meist unkompliziert, dass wir aufeinander angewiesen sind. Mit der Geburt wird deutlich, dass da ein Kleinkind auf jemanden angewiesen ist, um überhaupt zu überleben und um in die Welt eingeführt zu werden. Alle Menschen wurden geboren und waren

---

<sup>14</sup> Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt 1968, S. 255  
Dr. phil. L. Schmuckli, freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft, Luzern Januar 2019©  
[www.lisaschmuckli.ch](http://www.lisaschmuckli.ch)

abhängige Kleinkinder. Natürlich gehört auch die Erfahrung dazu, es selber machen zu wollen/zu können. Das fröhliche oder ernste oder experimentelle: Sälber mache! des Kindes verweist ja gerade auch auf die Abhängigkeit, nämlich, dass der Elternteil oder die Grossmutter dem Kind den Spielraum des Experimentes freihält.

Seit Kindsbeinen erfahren wir, dass wir nur miteinander zu eigenständigen Personen werden, und lernen zugleich, diese Erfahrung zu verleugnen und das Ideal der Selbstbestimmung hochzuhalten. Das Kind lernt von seinem Umfeld, von Eltern, Geschwistern, Grosseltern, Nachbarskindern, es probiert aus, scheitert, wiederholt, kann es noch immer nicht, muss es nochmals üben... Dass hier das Lernen auch ärgerlich ist und dass das Kind den Ärger dann gegen die grösser oder erfahrenere Person richtet, ist nachfühlbar. Und in diesem Ärger aufs Voneinander-Lernen steckt die Entwertung der Abhängigkeit. Gleichzeitig erahnen wir in diesem Prozess, wie fragil und anstrengend, wie mühsam und wunderbar Selbstbestimmung ist.

Seit den Kindertagen wissen wir, dass wir für das Spielen, Lernen, Kochen, Reden, selbst fürs Telefonieren oder Streiten auf andere angewiesen sind. Wir ahnen mit diesen Erfahrungen, dass Beziehungslosigkeit, Unverbundenheit oder soziale Isolation für uns lebensbedrohlich sind. Als Kinder vertrauen wir unbesehen der Mutter bzw. den Eltern, die Kinder in einer existenziellen Abhängigkeit fürsorglich begleiten und erziehen, die ihnen das Reden und Gehen vermitteln, die ihnen mit den eigenen Gefühlen helfen, mit ihnen auch streiten, die ihnen das Schuhe-Binden und die Uhr-Lesen beibringen und sie zu vielem mehr befähigen.<sup>15</sup> Indem die Mutter bzw. die Eltern die Kinder fürsorglich betreuen und begleiten und in die Sprache einführen, führen sie die Kinder auch in die Welt ein. So ist zentral der Erwerb der Sprache nicht ohne Abhängigkeit, ohne Beziehung zur Mutter möglich.<sup>16</sup> Diese Abhängigkeit gilt uns als erwachsene Menschen als suspekt. Warum eigentlich? Wie lässt sich also diese erfahrene, notwendige, unbekümmerte Abhängigkeit in die Gedankenwelt der Erwachsenen und der Philosophie übertragen?

All diese konkreten sinnlichen Erfahrungen finden kaum oder nur wenig Eingang in ein erweitertes Verständnis von Selbstbestimmung. Die klassische Autonomie, die auf einem vernünftigen gesunden weissen Subjekt-Mann aufbaut und gegenwärtig verdächtige autistische Züge aufweist, dieses

---

<sup>15</sup> Luisa Muraro notiert: „In der Kindheit haben wir die Mutter angebetet und alles, was sie betraf, von dem Mann, der ihr an den Fersen klebte, vom Klang ihrer Stimme bis hin zum Geruch ihrer Haut. Wir haben sie in den Mittelpunkt einer grandiosen und realistischen Mythologie gestellt. Ich vertraue also dem Kind, das ich gewesen bin, denen, mit denen ich aufgewachsen bin, den Mädchen und Jungen, die unter uns leben, die Aufgabe an, den nicht-metaphorischen symbolischen Wert der Mutter zu bezeugen. Ich übernehme die sekundäre Aufgabe, ihn in die Philosophie zu übertragen.“(in: Die Symbolische Ordnung der Mutter, Rüsselsheim 2006, S. 39). – Was mich hier interessiert, ist die Übersetzung der Kindheitserfahrung in die Philosophie bzw. die „sekundäre Aufgabe“: das, was sie erlebt und erfahren hatte als primärer Prozess nun qua Analyse und Nachdenken in einem sekundären Schritt zu verdichten, philosophisch zu beschreiben.

<sup>16</sup> Nochmals Luisa Muraro: „Die Sprache kann uns nur auf dem Wege der Verhandlungen gegeben werden, weil sie eben genau deren Ergebnis ist. Sprechen können bedeutet im Wesentlichen die Fähigkeit, die Welt zur Welt zu bringen, und dies können wir nur in der Beziehung zur Mutter, nicht getrennt von ihr tun.“(ebd. S. 73)

Dr. phil. L. Schmuckli, freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft, Luzern Januar 2019©

Verständnis von Autonomie entwertet zugleich jede Form der Abhängigkeit und verlängert die massive Asymmetrie.<sup>17</sup>

Was diese Erfahrungen jedoch lehren, ist, dass jegliche gelebte Autonomie sekundär ist. Sie wird erworben; sie gilt als Persönlichkeitsentwicklung und als Kulturleistung. Autonomie folgt nach vielfältigen Erfahrungen von Abhängigkeiten; sie ist zeitlich nachfolgend und philosophisch-strukturell vorangestellt. Das heisst: Autonomie ist immer sekundäre Autonomie; ihr gehen vielfältige Formen von Abhängigkeiten voraus.<sup>18</sup>

Einen anderen philosophischen Zugang zu Autonomie und Freiheit vermittelt ein Autorinnen-Kollektiv aus Italien, das sich *Diotima* nennt. Diotima ist eine griechische Priesterin, die im platonischen Dialog *Das Gastmahl* auftritt und Sokrates über Eros und Freundschaft, also Begehren, belehrt. Die (zeitgenössischen) Diotima-Frauen betonen die Notwendigkeit, von sich selber auszugehen. Dies bedeutet folgendes: Ich gehe von mir aus, von meinem Kontext und meiner Praxis, ich gehe von meinen Erfahrungen, Überlegungen und Bedürfnissen aus, nicht jedoch, um wiederum bei mir zu enden, sondern um mich von diesem Ausgangspunkt aus mit anderen Frauen und Männern zu verbinden. Ich bringe meine Erfahrungen aus dem beruflichen und privaten Alltag zur Sprache, ich kann diese Erfahrungen überdenken und die Gedanken, Wünsche, Vorstellungen und Gefühle mit anderen austauschen, ich gewinne Einsichten über meine Position als Frau in dieser Berufswelt und in dieser unübersichtlichen Gegenwart. Ich kann Rechenschaft darüber ablegen, was mich beschäftigt, was mich umtreibt, was mit mir geschieht und was mich berührt. Ich kann also meine Welt zur Sprache bringen und mich so mit anderen austauschen. Im Zentrum stehen also Gespräche, Austausch, Erfahrungen, Anfragen... Die Diotima-Mitbegründerin Luisa Muraro schreibt dazu: „Wenn wir uns also in diesem Sinne in Bewegung setzen, ist die wichtigste Entdeckung die des Subjekts. Man entdeckt das Subjekt, sich selber, nicht in der Position des Subjekts, sondern von dem aus, was es vervollständigt: ich finde mich in der Beziehung mit anderen, bewohnt von Erinnerungen, bewegt vom Begehren. Ich finde also Wünsche, die mich in Bewegung setzen, Erinnerungen, die mich beschäftigen, andere Frauen und Männer, die zu mir sprechen oder die sogar stellvertretend für mich sprechen, vielleicht auch, um mir zu widersprechen!“<sup>19</sup> Luisa Muraro betont hier sehr deutlich: nicht die Selbstbestimmung zeichnet die Frau oder den Mann aus. Vielmehr werde ich zu einem

---

<sup>17</sup> Vgl. zur Überwindung der klassisch männlich konnotierten Autonomie beispielsweise: Knecht, Ursula u.a.: *ABC des guten Lebens*, Rüsselsheim 2012, oder: Welch, Sharon: *Gemeinschaften des Widerstandes und der Solidarität. Eine feministische Theologie der Befreiung*, Freiburg 1988.

<sup>18</sup> Diese Einsicht verdanke ich Dr. phil. Brigitta Hug, Ethnologin und Psychoanalytikerin, Zürich.

<sup>19</sup> Muraro, Luisa: *Von sich selbst ausgehen und sich nicht finden lassen*, in: *Diotima* (Hg.): *Die Welt zur Welt bringen*. Königstein/Taunus 1999, S. 18.38, S. 35.

Subjekt durch das, was mich vervollständigt. Das, was mich ergänzt oder bereichert, das, was andere hinzufügen – erst dieses Moment lässt mich zu einem Subjekt Frau, zu einer eigenwilligen Person werden. Ich interpretiere diese Passage so: Ich kenne zwar meinen Ausgangspunkt, ich weiss, wovon ich spreche, wenn ich von mir ausgehe. Aber erst der Austausch, erst die Erweiterung oder Zugabe von meinen Gesprächspartner\*innen vervollständigt mich für einen Augenblick und lässt mich so zu einem Individuum werden. Der Beitrag der\* anderen ist entscheidend für mein Subjektsein. Als individuelle Frau bin ich *begrenzt\*vollständig*; ich benötige existentiell die konkret anderen Frauen (und Männer), um mich selber und meine Welt zu verstehen. Erst diese Ergänzung oder dieses Widersprechen vervollständigt mich etwas mehr, macht mich aber nicht zu einer abgeschlossenen, verschlossenen Person. Diese notwendige Ergänzung, von der Luisa Muraro in diesem Austausch spricht, setzt Abhängigkeit voraus. Es ist jedoch eine ganz andere Qualität von Abhängigkeit als es die traditionelle Vorstellung suggeriert. Die Qualität dieser hier angesprochenen Abhängigkeit hat etwas mit Sinnlichkeit und mit Vermittlung zu tun, baut auf der Neugier und auf dem Mitteilen auf.

Und noch ein anderer Aspekt ist so zentral für das Von-sich-selber-ausgehen: nämlich die Erfahrung. Jetzt geht es nicht mehr um den Austausch von Selbsterfahrungen, jetzt geht es darum, die Erfahrungen als unhintergehbare Praxis in die Politik einzubringen. Luisa Muraro schreibt dazu: „Die Erfahrung ist etwas Unverhandelbares, allerdings ist es kein konfliktfreies, geschweige denn definitives Unterfangen, sie in Worte zu fassen. Wenn wir den Bezug zur Erfahrung verlieren, verlieren wir die Bedeutung dessen, was wir dank der Erfahrung finden können, einschliesslich unser Begehren.“<sup>20</sup> Die Erfahrungen als Ausgangspunkt unseres politischen Verständnisses verankert uns in der Realität, eröffnet uns eine eigenständige Interpretation der Gegenwart und verweist uns auf unser Begehren.

Ein dritter Aspekt schliesslich verweist darauf, dass diese Vorstellung von Zusammen-selbstbestimmt-Sein nichts Individuelles ist. Das Diotima-Kollektiv zielt auf ein anderes Verständnis von Politik. Hat die klassische Autonomie in der gegenwärtigen Demokratie zur Verwirklichung von Interessen weniger einzelner geführt, also zur konkreten Umsetzung von Einzelinteressen, so fordern sie radikal eine Politik, die nach dem guten Zusammenleben aller fragt. Sie schreiben: „Die Politik der Frauen hat nicht zum Ziel, die Gesellschaft zu verbessern, sondern die Frauen zu befreien und ihnen freie Entscheidungen zu ermöglichen. Sie befreien sich von der Pflicht, sich für die Differenz rechtfertigen zu müssen (...) Eine Frau muss aus ihrer Erfahrung einen Massstab für die Welt machen, aus ihren Interessen ein Kriterium für die Beurteilung der Welt, aus ihrem Begehren den Antrieb zur

---

<sup>20</sup> Muraro, Luisa: Nicht alles lässt sich lehren, Rüsselsheim 2015, S. 86.

Veränderung der Welt, damit die Welt für sie etwas wird, wovon sie Verantwortung übernehmen kann.“<sup>21</sup> Es gilt, die Welt so zu gestalten, dass ein gutes Zusammenleben aller möglich wird.

Seit ich mich ausführlicher mit dieser dynamischen Dialektik zwischen Autonomie-Abhängigkeit beschäftige, frage ich mich, warum es selten um *Integrität* geht. Ich gehe von der Erfahrung aus, dass sich das vielfältige, konfliktreiche Spannungsfeld zwischen Autonomie und Abhängigkeit, zwischen sozialem Eingebunden-sein und Für-sich-Sein nicht auflösen lässt. Und doch starren wir auf diese Selbstbestimmung wie das sprichwörtliche Häschen auf die Schlange.

Im Kontext der Körperscham habe ich Selbstachtung von der Selbstbestimmung abgehoben und darzulegen versucht, dass für das persönliche Selbstgefühl die eigene Achtung nicht kleiner werden muss, auch wenn man sich helfen oder gar betreuen lässt. Die Persönlichkeit bleibt dann integer. Selbstachtung hat mich zum Stichwort *Integrität* geführt.

So erscheint es mir nach all diesen Ausführungen notwendig, dass wir nach der subjektiven Integrität in Abhängigkeitsverhältnissen fragen. Integrität umschreibt ja ein subjektives Selbst-Gefühl und Selbst-Verständnis, eine Vorstellung von Unversehrtheit im Wissen darum, dass man verletzt werden kann. Integrität umschreibt auch ein Verhältnis zu einer Welt, die einen das Fürchten jeden Tag von neuem lehrt. So ist für mich die entscheidende Frage weniger jene nach der Autonomie im Alter, sondern nach der eigenen Vorstellung von Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen. Wie gelingt es mir mit Hilfe von anderen, in Situationen von Abhängigkeit und Austausch, integer zu bleiben?

Als Klammerbemerkung: Die Frage nach Abhängigkeit und Integrität stellt sich angesichts der Endlichkeit des eigenen Lebens nochmals radikal. Wie wollen Sie sterben, autonom, in Beziehungen, mit Selbstachtung, mit Verachtung gegenüber den eigenen Grenzen und Schwächen? Wie wollen Sie sich in diesem Prozess entwickeln?

Wie liesse sich denn „Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen“<sup>22</sup> denken und diskutieren und so weitertreiben? Ich möchte drei Unterscheidungen anbieten und mit Ihnen gemeinsam diskutieren, nämlich:

---

<sup>21</sup> Libreria delle donne di Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1991, S. 150. – Es geht mir hier - und für die nachträgliche Präzisierung aufgrund der **Diskussion vom 30. Januar** bin ich dankbar - um den Perspektivenwechsel für die Frauen: Frauen sind nicht mehr länger ‚Trümmerfrauen‘, die – in Anlehnung an die Kriegswitwen nach dem 2. Weltkrieg – nach den Verheerungen die Städte, Fabriken und Familien wieder aufbauen mussten, und zwar ohne Männer, da diese im Krieg gefallen waren. Frauen beginnen, eigenes einzuführen, für eigenes einzustehen und sich die Welt zu eigen zu machen, auch, in dem sie eine eigene Politische Agenda setzen. Und zwar nach Massstab ihrer Erfahrungen.

<sup>22</sup> Mein Ausgangspunkt ist die Integrität. Integrität heisst pointiert: Unbestechlich-sein, mit sich einig sein, für sich einstehen können. – Ich wurde auch am 30. Januar 2019 in der **Diskussion** darauf angesprochen, warum ich nicht von der ‚Würde‘ ausgehe. ‚Würde‘ umfasse den Kern des Menschseins ebenso wie die Bewahrung des

- *Integrität haben*: Als Frauen und Männer, als junge und ältere Personen sind wir Menschen, die ihr Mensch-Sein ausschliesslich in Beziehungen und damit in Abhängigkeitsverhältnissen erfahren und entwickeln können. Eine „Integrität haben“ bedeutet für mich zunächst, dass die bloss Zugehörigkeit zum Menschsein Integrität verleiht, dass uns mit anderen Worten Integrität aufgrund unseres Menschseins zusteht und wir als Menschen das Potential der Integrität haben, unabhängig von Alter, Geschlecht, Klasse, Ansehen, Beruf, Gesundheit etc. Zum Menschsein gehört grundlegend Integrität als Möglichkeit.
- *Integrität erfüllen*: Die potentielle Integrität gilt es im Verlaufe des eigenen Lebens zu entwickeln, anzueignen, für sich zu wahren und anderen gegenüber aufrecht zu erhalten. Hier will ich das subjektive, aktive Moment der Integrität betonen. Es geht – so meine Überlegungen – darum, dass man in seinem sozialen, beruflichen Umfeld die eigenen Integrität aktiv aneignet und sie gestaltet. Dass man die Erfahrungen, wann man sich integer fühlt und wann man sich in dieser Integrität verletzt fühlt bzw. auch wie diese Integrität gestört wird, wahrnimmt und wahrhat und darüber nachdenkt. Indem jede Person seine\*ihre Integrität erkundet, erkundet sie einerseits emotional ihren eigenen Selbstwert und ihr Selbstwertgefühl, andererseits erkundet sie auch jene Konflikte im Sozialen und im zwischenmenschlichen Austausch, die an den Grenzen der individuellen Selbstwertgefühlen notwendigerweise stattfinden. Wird die Integrität durch andere tangiert oder gar verletzt, spürt man vorab nicht nur die eigene Persönlichkeit und die subjektiven Abhängigkeitsverhältnisse. Man erfährt auch, dass Integrität von Innen gespürt wird und im sozialen Austausch gefördert oder beeinträchtigt werden kann – und dass hier der soziale Austausch dringend notwendig ist.
- *Integrität erhalten*: Die subjektive Integrität ist auch auf das Mitwirken von anderen angewiesen. Hier will ich die passive Seite der Integrität hervorstreichen. In allen Lebensphasen, nicht nur als Menschen 60plus oder als Betagte, sind wir darauf angewiesen,

---

Menschlichen. – Ich möchte zwei Überlegungen für mein Beharren auf Integrität anbieten, durchaus auch als Ausschnitt aus meinem Nachdenken: 1. Indem ich Integrität betone, will ich als von den Diotima beeinflussten Denkerin einen neuen Anfang setzen. Ich will etwas setzen, das noch nicht vorgedacht ist, das für Erfahrungen und Assoziationen noch offen und unverbraucht ist. 2. Der Begriff der Würde hat eine lange, auch hierarchisierende Geschichte. Auch wenn es im Grundgesetz festgehalten wird, dass die Würde des Menschen unantastbar ist, zeugen die Erfahrungen von Frauen, nicht-weissen und nicht-heteronormativen Menschen von anderen, nämlich von ent-würdigenden Erlebnissen. ‚Würde‘ führt in seiner Wirkungsgeschichte Ausgrenzung und Hierarchie nach sich. 3. ‚Integrität‘ als Begriff lässt sich – so meine Assoziationen, Denk-Verbindungen und Einsichten – nur im Kontext/im Denkhorizont von Fürsorge, Sorgfalt untereinander und von Abhängigkeit denken und verweist dringender auf eine passive und aktive Seite, um sich ‚Integrität‘ erfüllen zu können. ‚Integrität‘ verleugnet das Miteinandersein nicht oder zumindest weniger als die Denk-Tradition von Würde. 4. Der Begriff *Integrität* ist normativ; es geht um eine wünschenswerte, nicht um eine bereits realisierte Alltags-Praxis. 5. Über ‚Würde‘ als grundlegenden Begriff muss ebenso ausgiebig diskutiert werden wie über ‚Integrität‘. Keiner der beiden ‚Werte‘ verstehen sich von selbst.

Dr. phil. L. Schmuckli, freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft, Luzern Januar 2019©



dass das soziale Umfeld uns in unserer Integrität achtet und uns hilft, diese Integrität zu bewahren. „Integrität erhalten“ hat ja zwei Aspekte: von anderen Unterstützung zur Integrität bekommen und die eigene Integrität so erhalten können. Jedes Kind ist darauf angewiesen, dass man es beispielsweise in seinem Spiel ungestört spielen lässt oder ihm beim Zähneputzen nicht grobschlächtig die Zahnbürste in den Mund reinstösst, sondern sachte einen gemeinsamen Rhythmus finden kann und so die subjektive Integrität respektiert; jeder ältere oder alte Mensch ist darauf angewiesen, dass die Autos noch warten, auch wenn er\*sie noch immer auf dem Fussgängerstreifen langsam weiter die Strasse überquert; jede Patientin ist auf die Sorgfalt der Pflegenden angewiesen, so dass das eigene Selbstgefühl nicht verletzt und die Integrität erhalten bleibt.

Integrität umfasst vielerlei: Es geht darum, den Gestaltungsspielraum von Lebens- und Arbeits- und anderen Verhältnissen, also darum, Beziehungen auszuloten und zu gestalten. Wenn wir als Frauen und Männer Beziehungen und Verhältnisse gestalten können, bringen wir konkrete Selbstbestimmung ein und riskieren immer wieder von neuem auch konfliktive Auseinandersetzungen. Das ist ein aktives Herangehen an Integrität.

Es geht zum andern auch um soziale Verhältnisse, denen wir passiv oder gar ohnmächtig ausgesetzt sind und doch integer bleiben wollen. Es sind dies beispielsweise jene politischen oder wirtschaftlichen Prozesse, wo wir in der Minderheit sind oder gar nicht mitreden können. Es sind aber auch Erfahrungen wie das Älter-Werden selber, ein Prozess, dem man ausgesetzt ist. Es sind Vorstellungen, betreut werden zu müssen und dann von anderen abhängig zu sein – und doch integer bleiben zu wollen.

Es geht schliesslich darum, die eigene Vorstellung von Integrität zu entwickeln, diese in vielfältigen alltäglichen Gesprächen, sozialen Situationen und Abhängigkeitsverhältnissen zur Sprache zu bringen und sich so bemerkbar zu machen. Integrität ist der Rede wert.

Das Bewusstwerden hilft, eigene Gefühle und Erfahrungen und Überlegungen/Reflexionen ernst zu nehmen, die eigene Ohnmacht zu durchschauen und über die vielfältigen Gefühle von Abhängigkeiten zu reden lernen, um just in diesem Austausch die Integrität zu bewahren. Indem ich von mir ausgehe und Integrität der Rede wert finde, kann ich mit anderen klären: wie bleibe ich, wie bleiben wir in diesen komplexen Verhältnissen integer? Wie kann ich meine Vorstellung von Integrität beschreiben und in die Praxis, in den Alltag umsetzen – und zwar mithilfe von Anderen? Wie kann ich beitragen, die mir noch fremde Vorstellung von Integrität von anderen Menschen mit zu unterstützen und realisieren zu lassen?

**Und zum Schluss noch dies:**

Ärgernis Autonomie. Vom Wunsch, schwach sein zu dürfen, ohne Macht und Abhängigkeit zu provozieren – so lautete die Ausschreibung meines Referats. Dazu wollten Sie etwas hören und erfahren und nun auch darüber diskutieren.

Autonomie ist ein Ärgernis dann, wenn sie weiterhin statisch und als Ideal des Mann-seins gedacht und gelebt wird. Wenn sie weiterhin den Zugang zum Menschlich-Allzumenschlichen, nämlich zur Mitmenschlichkeit, verpanzert. Wenn sie weiterhin Fürsorglichkeit, Beziehungspflege und Mitmenschlichkeit als Schwäche entwertet. Wenn sie weiterhin zwischen den Geschlechtern aufgeteilt wird, so dass er unabhängig sein darf und sie abhängig bleibt. Wenn sie weiterhin als Ideal unser aller Leben erschwert. Wenn sie weiterhin Integrität ignoriert.

Autonomie gewinnt dort (für mich) an Attraktivität, wo sie zwischen Menschen konkret verhandelt und erfunden wird, wo sie dynamisch Schwächen, Gefühle und Bedürfnisse aufgreift und wo sie als Experiment im Alltag verstanden wird.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

... und mit folgenden Fragen möchte ich gerne **in die Diskussion** überleiten:

- Wie erleben Sie den Weg von der Selbstlosigkeit zur Selbstbestimmung? Wie treiben Sie Ihre Emanzipation weiter?
- Was gefällt Ihnen an Ihrer Emanzipation? Mit wem sind Sie gemeinsam selbstbestimmt?
- Und: was macht Selbstbestimmung so attraktiv? Und Abhängigkeit so verachtenswert?
- Wo erleben Sie Ihre subjektiven Grenzen der eigenen Selbstbestimmung?
- Was stört Sie an Abhängigkeiten? Gibt es Abhängigkeiten, die Sie wohltuend erlebt haben und/oder erleben?
- Wo fühlen Sie sich integer?
- Wer hilft Ihnen, sich den „Raum“ für Integrität zu schützen (passiv)? Und wie schützen Sie sich selber in Ihrer Integrität?
- Was brauchen Sie, um sich in einer Abhängigkeit integer zu fühlen?
- Welche Ingredienzien haben Sie für Ihr Verständnis von Integrität-in-Abhängigkeitsverhältnissen?
- .....
- .....